

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 41

Artikel: Selbstvertrauen
Autor: Komroff, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selbstvertrauen

Von Michael Komroff

Nur sehr wenig Leute in dem kleinen Fairview haben jemals eine Tausend-Dollarnote zu Gesicht bekommen: Und so glaubte Henry Armstrong im ersten Moment, daß er einen Zehn-Dollarschein gefunden hätte, als er sich auf der Straße danach bückte. Als er aber die Note auseinanderfaltete, wurde sie größer und größer, und obgleich er kaum seinen Augen traute, war doch gar kein Zweifel möglich. Da stand es deutlich gedruckt, in großen Ziffern — 1000 Dollar, und nicht ein Dollar mehr oder weniger!

Es war neun Uhr morgens und ein Freitag — und Henry war auf dem Weg ins Bureau gewesen: French & Jones, die Versicherungsgesellschaft, bei der er seit Jahren arbeitete, hatte im letzten Monat sehr viele Entlassungen vorgenommen, und zwar waren die Kündigungen immer am Freitag erfolgt. So war Henry diesmal besonders bedrückt und zögernd ins Bureau gegangen, mit gesenktem Kopfe . . .

Wenn einmal eine neue Liste der menschlichen Krankheiten aufgestellt werden wird, so wird man gewiß auf eine Gefährdung der Gesundheit durch Unsicherheit, innere Unsicherheit nämlich, stoßen. Solche Unsicherheit erzeugt Angst, zerstört das Vertrauen zu den anderen und das Vertrauen zu sich selbst. Sie ist eine Säure, die den innersten Kern des Menschen angreift. Wenn aber ein Mensch ganz unerwarteterweise eine Tausend-Dollarnote findet, dann wird seine Stimmung wie eine Rakete in die Höhe schießen, und er wird zu seiner eigenen Ueber rashung nie geahnte Kräfte in sich zutage treten fühlen. So geschah es mit dem bescheidenen, bedrückten, ängstlichen Henry.

Er segelte mit großen Schritten ins Bureau und trat ein, als ob die ganze Firma ihm gehörte. „Ist der Chef schon da?“ fragte er mit erhobener Stimme. Als seine Frage verneint wurde, befahl er kurz: „Sagen Sie Mr. French, ich habe mit ihm zu sprechen! Ich komme wieder —“

Mit diesen Worten eilte Henry davon und geradewegs auf die „Fairview Allgemeine Zeitung“ zu. Hier füllte er eine Annonce des Inhalts aus, daß er einen Tausend-Dollarschein gefunden habe. Eigentümer möge sich bei Henry Armstrong melden. Diese Anzeige kostete 1 Dollar und 60 Cent. Henry besaß außer der Tausend-Dollarnote keinen Cent und fragte, ob er das Geld am Nachmittag bringen könne. Da ein Kredit nicht ohne die Zustimmung des Chefredakteurs bewilligt werden konnte, so begab sich der Annoncen-Chef zu ihm, um seine Bewilligung einzuholen.

„Der Junge findet tausend Dollar und hat nicht das Geld für die Annonce? Das ist ja grotesk! In unserer Stadt hat noch nie ein Mensch tausend Dollar gefunden.“

„Hören Sie, junger Mann“, sagte der Chefredakteur wenige Minuten später zu Henry, „wenn Sie uns alle Einzelheiten erzählen, schreiben wir darüber, und Sie ersparen sich das Geld für die Annonce. War der Schein in einem Portefeuille, waren irgendwelche Papiere dabei?“

„Nein, der Schein lag zusammengefaltet auf der Straße.“

„Na, dann wüßte ich nicht, wie jemand sich als der Belustigter ausweisen sollte, es sei denn, daß er die Nummer der Note weiß.“

Henry griff in die Tasche und sagte eifrig: „Ich werde Ihnen die Note zeigen.“

„Nein, nein“, wehrte der Redakteur ab, „ich will sie nicht sehen, und ich rate Ihnen auch dringend, sie niemand anderem zu zeigen. Wie leicht könnte sich jemand die Nummer merken und dann das Geld reklamieren! Darf ich Sie noch fragen, was Sie mit dem Geld anfangen wollen, falls sich der Eigentümer nicht meldet?“

„Aber gewiß. Die ganze Stadt soll es wissen, daß ich in diesem Falle sofort Miß Dolly Summers heirate. Wir warten

schon sehr lange, weil meine Stellung nicht so sicher ist. Fünf Dollar bekommt der Pfarrer — den Rest verwenden wir für uns selbst!“

„Fein! Das gibt eine hübsche Geschichte! Sind Sie in Fairview geboren, Mr. Armstrong?“

„Ja, ich bin hier geboren, aber ich hoffe, daß ich nicht mein ganzes Leben hier verbringen werde.“

„So? Was gefällt Ihnen denn nicht in unserer Stadt?“

„Fairview ist eine Stadt für alte Leute, es wird nur von alten Leuten verwaltet, und die glauben, alles, was sie tun und denken, sei das einzig Richtige. Aber wir Jungen denken ganz anders! Ich spreche oft mit jungen Menschen, und niemand von uns will länger in Fairview bleiben, als er muß. Wir wollen irgendwohin, wo man mit der Zeit geht!“

„So — was verstehen Sie denn darunter, bitte?“

„Zum Beispiel, daß Sie, Mr. Young, im höchsten Grade unrecht haben, Ihre Zeitungsautos durch unsere Straßen rollen zu lassen, ohne daß sie voll versichert sind. Sie werden zwar sagen, daß ich Ihnen eine Versicherungspolice anhängen will — aber es ist doch ein großer Unfug, daß Ihre Lastautos nicht voll versichert sind!“

„Woher wissen Sie das überhaupt, wenn ich fragen darf?“

„Unsere Firma hat wiederholt versucht, mit Ihnen eine Versicherung abzuschließen, aber Sie haben geantwortet, Sie hätten das nicht nötig. Das ist rückständig, und beweist außerdem einen vollständigen Mangel an Unternehmungsgeist!“

„So?“

„Ich habe gewußt, daß Ihnen meine Antwort mißfallen wird, aber Sie haben ja gefragt. Vielleicht hätte ich mich gestern noch nicht getraut, meine Meinung zu äußern, aber heute bin ich ein anderer Mensch als gestern . . .“ Mit diesen Worten verließ Henry das Bureau.

Es war zehn Uhr, als er bei French & Jones eintrat und unangemeldet an der Tür des Chezzimmers anklopfte. „Ich wollte Ihnen mitteilen, Mr. French, daß ich nicht mehr für Sie arbeiten kann“, sagte er bestimmt. „Es ist besser, ich gebe die Stellung auf, als daß ich warte, bis Sie mich an die Luft setzen! Ich betone, Mr. French, daß ich nichts gegen Sie oder gegen die Firma habe, aber ich halte das ganze Schema hier für grundfalsch. Auf meinem heutigen Weg habe ich eine Tausend-Dollarnote gefunden, und ich will mich um einen andern Posten umsehen. Ich kann diese Unsicherheit hier bei Ihnen nicht mehr ertragen. Und ich möchte Ihnen gern erklären, warum Leute wie ich das nicht aushalten können, vorausgesetzt, daß Sie mich anhören wollen!“

„Oh bitte! Es ist ganz amüßant, zu hören, was eine Tausenddollarnote zu sagen hat.“

„Das ist ja der Kernpunkt, Mr. French! Wenn ich das Geld nicht gefunden hätte, hätten Sie nämlich nie die Wahrheit erfahren! Jeder Ihrer Angestellten würde Ihnen daselbe sagen wie ich, wenn er sich frei genug fühlen würde. Aber keiner will seinen Posten riskieren. Und so leben wir von Woche zu Woche in Angst und Unzufriedenheit und fragen uns zitternd, wen es als Nächsten erwischt wird — und dieser Zustand der Unsicherheit erzeugt Angst und Zaghaftigkeit in uns, und das ist schlecht für Ihr Geschäft. Es ist eine bedrückende Atmosphäre, in der wir arbeiten — und wenn Sie glauben, daß Ihre Kunden das nicht spüren, so irren Sie sich! Die Geschäfte würden bedeutend besser gehen, wenn nicht jeder von Ihren Angestellten Angst vor seinem eigenen Schatten haben müßte. Das wollte ich Ihnen sagen, und ich hoffe, Sie entschuldigen meine Offenheit . . .“

Mitten in den Satz hinein klingelte das Telephon. Der Chefredakteur der „Fairview Allgemeinen“ wünschte Mr. Henry Armstrong zu sprechen.

„Entschuldigen Sie, daß ich vorhin unsere Unterredung so kurz abgebrochen habe“, sagte Mr. Young liebenswürdig. „Ich möchte von Ihnen noch einiges zum Thema „Fairview — eine Stadt der alten Männer“ hören. Können Sie mit mir heute den Lunch nehmen?“

„Ja, gewiß, und ich kann Ihnen auch genügend Argumente zu meiner Behauptung liefern, wenn ich frei von der Leber weg sprechen darf. Ich werde Sie um halb eins abholen, Mr. Young. Wie? Ja, das würde natürlich die volle Haftpflicht einschließen. Mr. French wird Ihnen gewiß gerne Kopien unserer früheren Vorschläge senden. Aber bitte! Ja, danke. Halb eins. Auf Wiedersehen!“

Dann wandte Henry sich zu Mr. French und sagte: „Mr. Young von der „Allgemeinen“ möchte Ihre Bedingungen für die volle Haftpflichtversicherung haben.“

„Aber die hat er doch schon oft bekommen und immer abgelehnt.“

„Ich habe ihm heute offen meine Meinung gesagt, und Sie sehen, wie gut es wirkt, wenn man nichts zu fürchten hat.“

„Nun, wie wäre es, wenn Sie ihm unsere Liste heute beim Lunch vorlegen würden? Ich möchte Sie nicht gerne verlieren, Henry. Behalten Sie das Vertrauen zu sich selbst, das Sie heute bewiesen haben, und ich gebe Ihnen einen Kontrakt auf drei Jahre — wegen der Unsicherheit, von der Sie sprachen — volle Provision für alle Geschäfte, die die Firma durch Sie abschließt, und eine Gehaltserhöhung von hundert Dollar monatlich. Einverstanden?“

„Einverstanden“, sagte Henry und errötete vor Freude.

Eine Woche später heiratete er Dolly Summers und ganz Fairview stellte sich mit Hochzeitsgeschenken ein. Die Tausenddollarnote hat Henry übrigens nicht gewechselt. Sie hängt in einem Rahmen über seinem Kamin, und das hat seinen guten Grund: bei näherer Prüfung stellte es sich nämlich heraus, daß die Tausenddollarnote falsch war . . .

Miss Youghals «Sais»^{*)}

Von Rudyard Kipling

Es wird behauptet, daß es in Indien keine Romantik gebe. Darin irrt man sich. Unser Leben enthält ganz so viel Romantik, als uns gut ist. Manchmal sogar mehr.

Strickland war Polizeibeamter und huldigte der außergewöhnlichen Theorie, daß ein Polizeibeamter in Indien sich fleißigen müsse, die Eingeborenen so gut kennen zu lernen, wie die Eingeborenen sich selbst kennen. Seiner absurden Theorie folgend, durchstöberte er alle unappetitlichen Winkel, die zu erforschen keinem anständigen Mann einfallen würde — alles des einheimischen Pöbels wegen. Sieben Jahre lang vertiefte er seine Kenntnisse auf diese eigentümliche Weise, und doch wußte niemand es zu schätzen. Er war fortwährend auf der Jagd nach den Geheimnissen der Eingeborenen, was natürlich kein Mensch mit gesundem Verstand begreifen konnte. Er kannte den Eidechsenfang der Sanfis und den „Halli-Huff-Tanz“, der ein religiös-fanaticher Cancan ist. Wenn jemand weiß, wer den Halli-Huff tanzt, und wie, wann und wo man ihn tanzt, so weiß er etwas, worauf er stolz sein kann. Er ist in die Seele des Volkes eingedrungen. Aber Strickland war nicht stolz, obgleich er einmal in Jagedhri bei dem Bemalen des Totenstiers, der für keines Engländer's Auge sichtbar ist, geholfen hatte; obgleich er die Diebesprache der „Changars“ beherrschte; obgleich er allein einen Cusufzai-Pferdedieb in der Nähe von Altod gefangen hatte.

Allen seinen Heldentaten setzte er die Krone auf, indem er elf Tage als „Fakir“ in den Baba Atal-Gärten vom Amritsar zubrachte und sich dabei der Fäden der großen Nasiban-Mordaffäre bemächtigte. Aber die Leute sagten ganz richtig: „Warum in aller Welt kann Strickland denn nicht in seinem Bureau sitzen, seine Berichte schreiben, die Beamten dirigieren und sich ruhig verhalten, anstatt die Unfähigkeit seiner Vorgesetzten an den Tag zu bringen?“

Wenn übrigens jemand an diesem absonderlichen Vergnügen einmal Geschmack gefunden hat, wird er ihn sein Leben lang nicht mehr los. Es fesselt einen mehr als alles andere in der Welt, selbst die Liebe nicht ausgenommen. Wenn andere Leute auf zehn Tage ins Gebirge gingen, nahm Strickland Urlaub, legte die Verkleidung an, die ihm gerade passend erschien, mischte sich unter das braune Volk und blieb eine Zeitlang verschwunden. Er war ein stiller, brünetter, junger Mensch, hager und schwarzäugig und war, wenn seine Gedanken nicht irgendwo anders weilten, ein sehr interessanter Gesellschafter.

Als die Youghals nach der Station kamen, verliebte Strickland sich — so ernsthaft wie er alles tat — in Miß Youghal, und es dauerte nicht lange, so verliebte auch sie sich in ihn, weil

er ihr ein Rätsel war. Strickland warb bei den Eltern um sie, aber Mrs. Youghal sagte, es fielen ihr nicht ein, ihre Tochter an den am schlechtesten bezahlten Dienstzweig des Reiches wegzuworfen, und der alte Youghal sagte ebenso kurz und bündig, daß er kein Vertrauen in Stricklands Tun und Treiben habe und ihn sehr bitten müsse, mit seiner Tochter jeden mündlichen und schriftlichen Verkehr abzubrechen. „Gut“, sagte Strickland, denn er wollte seine Herzensdame in keine schiefe Stellung mit den Eltern bringen. Nach einer letzten langen Unterredung mit Miß Youghal ließ er die Angelegenheit gänzlich fallen.

Im April gingen die Youghals nach Simla.

Im Juli nahm Strickland „dringender Privatangelegenheiten“ wegen drei Monate Urlaub. Er verschloß sein Haus und reiste zu einem Freunde nach Tarn Taran. Seitdem war jede Spur von ihm verloren, bis mir eines Tages auf der Mail von Simla ein Sais diesen ungewöhnlichen Brief überbrachte:

„Lieber Alter, sei so gut, dem Ueberbringer eine Kiste Zigarren zu geben — Supers Nr. 1 bevorzugt. Sie sind am frischesten im Klub. Ich werde zahlen, wenn ich zurückkomme, augenblicklich stehe ich außerhalb der „Gesellschaft“.

Dein E. Strickland.“

Ich ließ mir zwei Kisten bringen und übergab sie dem Sais mit meinen besten Grüßen an seinen Herrn. Dieser Sais war Strickland selbst; er war im Dienste des alten Youghal und hatte Miß Youghals Araber in Pflege. Der arme Mensch sehnte sich nach einer englischen Zigarre, und er wußte, ich würde, was auch immer geschehen mochte, meinen Mund halten, bis die Geschichte ausgespielt hatte.

Mit der Zeit begann Mrs. Youghal, deren Hauptinteresse ihre Diensthofen waren, in den Familien, mit denen sie verkehrte, von ihrem Mustersais zu sprechen — dem Manne, der so früh aufstand, daß er noch Zeit hatte, die Blumen für den Frühstückstisch zu pflücken, und der die Hufe seines Pferdes wie ein richtiger Londoner Kutscher wuschte — tatsächlich wuschte; es war wirklich zum Bewundern und Entzücken, wie schön Miß Youghals Araber ausfiel. Strickland — Dulloo vielmehr — fand seinen Lohn in den süßen Dingen, die Miß Youghal ihm sagte, wenn sie ausritt. Ihre Eltern waren froh, daß sie ihre törichte Neigung für den jungen Strickland überwunden hatte, und sagten, sie sei ein gutes Kind.

Strickland gesteht, daß er sein Leben lang nicht unter so harter geistiger Disziplin gestanden habe, wie in jener zweimonatlichen Dienstzeit. Ganz abgesehen von der nebenfächlichen Tatsache, daß die Frau eines Sais-Kollegen sich in ihn verliebte und ihn mit Arsenik zu vergiften suchte, weil er nichts von ihr wissen wollte, hatte er sich zu steinerne Ruhe zu zwingen, wenn

^{*)} Sais = Indischer Hausdiener